

Sabine Mehlmann

Das doppelte Geschlecht

Die konstitutionelle Bisexualität und die Konstruktion der Geschlechtergrenze¹

An der Wende von 19. zum 20. Jahrhundert thematisieren Sexualwissenschaftler, Psychiater und Gynäkologen im Rahmen geschlechterpolitischer Debatten eine wachsende »Unordnung des Geschlechterwesens« (Möbius 1903, 9). Als deren Zeichen wird eine Erosion der Geschlechtergrenzen diagnostiziert, die sich in der empirischen Häufigkeit sogenannter geschlechtlicher Mischformen manifestiere. Unter dem Topos einer Verweiblichung des Mannes bzw. einer Vermännlichung der Frau werden insbesondere die Figuren des nervösen, des hysterischen und des homosexuellen Mannes und der emanzipierten, berufstätigen Frau aufgerufen, die diese Grenzüberschreitungen symptomatisch verkörpern.²

Die zentralen diskursiven Elemente dieses geschlechterpolitischen Krisenszenarios werden im Kontext biologischer und medizinisch-psychiatrischer Diskurse hervorgebracht, die sich um die sexuelle Frage und das Problem der modernen Nervosität gruppieren.³ Die Problematisierung der konträren Sexualempfindung, der verschiedenen Formen des somatischen und psychophysischen Hermaphroditismus und der Psychoneurosen stützt sich in der Ausarbeitung geschlechtlicher Normalitätskriterien einerseits auf den normativen Bezugsrahmen des Konzepts »natürlicher« Geschlechtscharaktere.⁴ Andererseits wird die legitimatorische Naturbegründung der Geschlechterdifferenz selbst zur Disposition gestellt: Über die Ausdifferenzierung eines immer engmaschigeren klassifikatorischen Netzes wird zunehmend jede Lebensäußerung – seien es anatomisch-physiologische, psychische Phänomene oder beobachtbare Verhaltensweisen – erfaßt und in das Koordinatensystem männlich-weiblich eingespannt. Dabei wird eine immer größere Zahl von Abweichungen von der »Natur« des Geschlechts hervorgebracht⁵, die die zugrundegelegten anatomisch-physiologischen Gesetze überschreiten und grundsätzliche Fragen nach dem Verhältnis von Natur und Kultur, von Anlage und Umwelteinflüssen⁶ und nach der inneren – organischen – Verbindung von Körpergeschlecht, Sexualtrieb und Psyche aufwerfen.⁷

Vor diesem geschlechterpolitischen Horizont beschäftige ich mich im folgenden mit drei zwischen 1903 und 1905 erschienenen Texten, an denen ich – exemplarisch – unterschiedliche diskursive Strategien einer (Re)Stabilisierung der Geschlechtergrenze⁸ rekonstruiere. Es handelt sich um die Schriften »Ge-

schlecht und Entartung« von Paul Julius Möbius und »Geschlecht und Charakter« von Otto Weininger sowie um die »Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie« von Sigmund Freud, in denen unterschiedliche Positionen zum Problem geschlechtlicher Mischformen formuliert werden: Während bei Möbius alle Überschreitungen der Grenze ›reiner‹ Männlichkeit bzw. Weiblichkeit als pathologische Erscheinungen definiert sind, gelten bei Weininger geschlechtliche Mischungsverhältnisse in den Individuen als Normalfall. Das in dieser extrem flexibilisierenden Strategie auftretende Problem der Festlegung der Geschlechtergrenze⁹, das Weininger im Rückgriff auf metaphysisch-ontologische Bestimmungen männlicher und weiblicher Prinzipien bearbeitet, wird bei Freud über eine Modifikation der naturwissenschaftlichen Begründung der Geschlechtscharaktere gelöst.¹⁰ Diese Modifikation ermöglicht eine flexible Stabilisierung der Geschlechtergrenze, die einen Bereich geschlechtlichen Gemischtseins zuläßt, ohne die Grenze auflösen oder neu definieren zu müssen.

Im Vergleich dieser Diskurspositionen werde ich das Zusammenspiel der unterschiedlichen Verfahren der Konstruktion der Geschlechtergrenze und ihrer Begründung genauer betrachten. Zum einen geht es um die Frage, in welcher Weise die Grenze zwischen geschlechtlicher Normalität und Abweichung gezogen wird, zum anderen um das Problem, welche geschlechtertheoretischen Konzepte bzw. welche Formen des »Geschlechterwissens« (Schäffner 1995, 275) den jeweiligen Grenzziehungen zugrunde gelegt werden. Dazu greife ich eine methodische Anregung Foucaults auf, der zur analytischen Rekonstruktion von Diskursen auf die »Regel der taktischen Polyvalenz« verweist.¹¹ Foucault schlägt vor, Diskurse »als eine Serie diskontinuierlicher Segmente zu betrachten, deren taktische Funktion weder einheitlich noch stabil ist«. Sie seien daher »(...) als eine Vielfältigkeit von diskursiven Elementen, die in verschiedenartigen Strategien ihre Rolle spielen können, zu rekonstruieren« (Foucault 1989, 122).

Im Rahmen meiner Analyse greife ich aus der Vielfalt diskursiver Elemente eines heraus: Ich konzentriere mich auf die taktische Funktion der These einer ursprünglichen doppelgeschlechtlichen Anlage des Geschlechtsapparates, die konstitutionelle Bisexualität. Der besondere Stellenwert dieser These ergibt sich – wie ich zeigen möchte – aus ihrer Anschlußfähigkeit an die anatomisch-physiologische Begründung des Konzepts der Geschlechtscharaktere: Der Rekurs auf die Bisexualitätsthese ermöglicht es, geschlechtliche Mischformen auf den doppelgeschlechtlichen Ursprung der Natur der (Zwei)Geschlechtlichkeit zurückzuführen und gleichermaßen als pathologische wie als normale Erscheinungen zu beschreiben.¹² Diese unterschiedlichen taktischen Optionen entfalten sich in einem je differenten diskursiven Bezugsrahmen: Sie stützen sich auf unterschiedliche entwicklungstheoretische Konzepte der geschlechtlichen Differenzierung und unterschiedliche Begründungen der Kausalität zwischen anatomisch-physiologischen und psychischen Dimensionen der Geschlechtlichkeit.

In methodischer Hinsicht eröffnet die Analyse der taktischen Funktion der Bisexualitätsthese damit zugleich die Möglichkeit, die diskursiven Verschränkungen und Verschiebungen der Konstruktion geschlechtlicher Normalitäts-

grenzen in ihrem geschlechtertheoretischen Begründungszusammenhang in den Blick zu nehmen.

Die Geschlechtergrenze zwischen Auflösung und (Re)Stabilisierung

In seiner 1903 veröffentlichten Broschüre »Geschlecht und Entartung« malt der Psychiater und Neurologe Paul Julius Möbius ein düsteres Bild vom Zustand der zeitgenössischen Gesellschaft, die durch eine Tendenz zur Auflösung der Geschlechtergrenzen gekennzeichnet sei: »(...) und das wichtigste ist, dass die scharfe Ausprägung des Geschlechtscharakters verloren geht, dass bei Männern weibliche, bei Weibern männliche Kennzeichen auftreten. Eine Fülle abnormer Bildungen zeigt sich, in allen Abstufungen und nach den verschiedensten Richtungen hin, von den leichtesten Störungen an, bei denen die Leute überhaupt nichts Auffallendes wahrnehmen, bis dahin, wo sie nicht mehr wissen ob sie einen Mann oder ein Weib vor sich haben« (9).

Symptomatisch für diese Tendenz sei insbesondere der erhebliche Anstieg von geringen geistigen Abweichungen, wie sie die Typen des »weibischen Mannes« und des »männlichen Weibes« repräsentieren. Weibische Männer zeichneten sich in charakterlicher Hinsicht vor allem durch einen Mangel an Individualität und Freiheitsstreben und einer Orientierung an der »Sitte« aus: Sie sind »(...) leicht zu regieren, für Titel und Orden dankbar, bestrebt, »tadellos« zu sein und nicht anzustoßen. (...) Sie sind fleißig und unterrichtet, Anempfänger, aber es fehlt ihnen am Eigenen, an der männlichen Initiative. Sie fühlen viel und wollen wenig (...), hängen der allgemeinen Meinung an und erinnern oft direct an alte Damen« (33).

Der Typus des »männlichen Weibes« wird durch die »moderne emanzipierte Frau« verkörpert, die umgekehrt nach Freiheit strebe und sich von der Sitte los-sage. Sie habe entdeckt, daß sie »in Sklaverei lebt, dass es unwürdig ist, nichts weiter zu sein als Geliebte und Mutter, und (...) verlangt nach Hosen. Heraus aus der Kinderstube und hinein in die männlichen Berufe« (34). Von diesen »vorwiegend geistigen« Erscheinungen ausgehend, unterscheidet Möbius weitere Stufen einer progressiven psychophysischen Verkehrung der Geschlechtscharaktere, die von einer Verkehrung des Geschlechtstriebes und -gefühles, über die der Körperformen bis zu »groben Mißbildungen« des Genitalapparates reichen. Die Ursache dieser beunruhigenden Entwicklung führt Möbius auf das Zusammengehen zivilisatorischer Fehlentwicklungen und organischer Entartungserscheinungen¹³ zurück.

So sei einerseits der Mann durch das moderne Berufsleben »(...) reizbarer, oft furchtsam, schreckhaft, weich und weichlich« geworden (32). Andererseits werde die bürgerliche Frau durch »freie Zeit« dazu »veranlasst, sich um Männergeschäfte zu kümmern, zu politisieren, Studien zu treiben« (33). Für die Frauen der »unteren« Schichten führe die Notwendigkeit der Fabrikarbeit ohnedies zur Annäherung an den Mann.

Trotz der Berücksichtigung des »Milieus« (ebenda) geht Möbius in seiner Diagnose vom Primat der Entartung aus: »Trotz allem wird die Abstumpfung

der Geschlechtscharaktere (...) in der Hauptsache auf organische Verkümmern zu beziehen sein« (ebenda), weil »(...) die scheinbar rein geistigen Störungen durch lückenlose Übergänge mit den körperlichen Missbildungen verbunden sind und man (...) in einem sehr großen Theile der Fälle (...) auch leichte Abweichungen vom körperlichen Geschlechtscharakter nachweisen kann« (30). Da diese symptomatische Verbindung auf den »innigen Zusammenhänge der Theile« verweise, sei »(...) zu erwarten, dass auch den geringen Abweichungen im Seelischen gewisse Abweichungen nicht nur im Gehirn, sondern auch im übrigen Körper, besonders aber in den Geschlechtstheilen entsprechen werden« (36). Als eigentliche Ursache der geschlechtlichen Degenerationserscheinungen nimmt Möbius ein allgemeines Wachstum der Entartung an, das mit dem Alter eines Volkes zusammenhinge, sowie eine Vergiftung der Volksgesundheit durch Alkoholmißbrauch (vgl. 45).

Die Diagnose ›Entartung‹ dient zugleich als argumentative Grundlage für eine Prognose über die künftige quantitative Entwicklung geschlechtlicher Entdifferenzierung, die – so Möbius – aufgrund einer degenerativ-erblichen Prozessen inhärenten Progression stetig steigen werde. Aus dieser Prognose wird schließlich ein Untergangsszenario abgeleitet, das zu entschiedenem Einschreiten gegen diese Entwicklung mahnt: »Wenn es so weiter geht, wie jetzt, so geht das Volk zu Grunde, trotz Freiheit, Bildung und Reichthum, denn die Quelle des Lebens versiegt, die geschlechtliche Tüchtigkeit nimmt mehr und mehr ab« (ebd.).

Aus der Argumentation von Möbius läßt sich eine Strategie der Stabilisierung der Geschlechtergrenze durch Pathologisierung der Überschreitungen destillieren. Den geschlechtertheoretischen Bezugsrahmen dieser Strategie bildet das Konzept der Geschlechtscharaktere, in dem die sozialen Funktionen der Geschlechter und diesen Funktionen adäquate psychische Geschlechtscharaktere aus einer anatomisch-physiologischen Fundamentaldifferenz männlicher und weiblicher Körper abgeleitet und als Bestimmung der Natur legitimiert werden. Vor dem Hintergrund dieser als Natur gesetzten Polarität der Geschlechter können alle Abweichungen von der Norm des männlichen und weiblichen Geschlechtscharakters und den entsprechenden sozialen Zweckbestimmungen nicht nur als Überschreitungen ›natürlicher‹ Grenzen definiert und mit Krankheit assoziiert, sondern zugleich als Anzeichen für einen drohenden Verfall der Naturbasis der Geschlechterordnung gedeutet werden.

Die Diagnose geschlechtlicher Entartung stützt sich dabei insbesondere auf die Annahme einer organisch-funktionellen Kausalität zwischen anatomischem Geschlecht, Körperbau, Geschlechtstrieb und psychisch-moralischen Charaktereigenschaften. Die Bezugnahme auf diese somatogenetische Ableitungslogik ermöglicht es, geschlechtliche Abweichungen nach dem Grad und der Art der Nichtübereinstimmung mit dem anatomischen Geschlecht als organische Überschreitungen zu definieren und auf somatische Degenerationserscheinungen zurückzuführen. Als Folie für die Identifizierung von Abweichungen fungiert ein anthropologischer Typus des gesunden Mannes und der

gesunden Frau, den Möbius aus dem Studium des europäischen »Vollmenschen« (4) gewonnen hat.

Die Plausibilität dieses Pathologiemodells wird zum einen durch die Vorstellung eines Kontinuums progressiver Entartung¹⁴ erzeugt, das »lückenlose Übergänge« (30) zwischen den Polen leichter geistiger Störungen und Mißbildungen der Genitalien suggeriert. Zum anderen postuliert Möbius ein somatisches Substrat auch von psychischen und sozialen Grenzüberschreitungen, deren Ursprung und Sitz in den Geschlechtsorganen lokalisiert wird.

In entwicklungsbezogener Perspektive werden die unterschiedlichen Phänomene geschlechtlicher (Ver)Mischung auf eine ursprünglich doppelgeschlechtliche embryonale Anlage der Keimdrüsen zurückgeführt, die im Rahmen einer »gesunden« Entwicklung zur Eingeschlechtlichkeit verkümmern und die entsprechenden psychophysischen Merkmale hervorbringen sollen. Obwohl Möbius mit Blick auf empirische Befunde der Folgen der Kastration und der »(...) anscheinende(n) Regellosigkeit, die unter den sekundären Geschlechtsmerkmalen der Zwitter herrscht« (14) einräumt, daß die Theorie, »(...) die Keimdrüse sei Ursache der anderen Geschlechtszeichen« (13), ins Wanken geraten sei¹⁵, entsteht kein Zweifel an der Gesetzmäßigkeit des Entwicklungsverlaufs: Über die Verankerung der Bisexualitätsthese in einem teleologischen Entwicklungskonzept der Geschlechtlichkeit, das die Polarisierung der Geschlechtscharaktere zum biogenetischen Gesetz¹⁶ erhebt, werden geschlechtliche Mischformen als Ergebnis mißglückter Differenzierungsprozesse definiert, die wiederum auf das »Werk der Entartung« (1903, 40) verweisen. Indem die soziale Differenzierung und Ordnung der Geschlechter auf eine natürliche psychophysische Differenzierung »reiner« männlicher und weiblicher Geschlechtscharaktere zurückgeführt und in einem organischen Entwicklungsmodell parallelisiert werden, können Abweichungen von der sozialen Norm der (Zwei)Geschlechtlichkeit mit naturwissenschaftlich-medizinischer Autorität in den Bereich des Krankhaften/Anormalen verwiesen werden. Die Überschreitung der Geschlechtergrenze markiert damit den Übergang zum Pathologischen. Mit der Diagnose Entartung wird zugleich eine fixe und stigmatisierende Grenze zwischen geschlechtlicher Normalität und Abweichung etabliert: Der Gruppe der »reinen« (d.h. gesunden) Männer und Frauen wird die Gruppe geschlechtlich gemischter Degenerierter gegenübergestellt.

Ebenfalls 1903 erscheint die Dissertation des jungen Philosophen Otto Weininger mit dem Titel »Geschlecht und Charakter«, in der das Verhältnis der Geschlechter durch die »Ableitung alles Gegensatzes von Mann und Weib aus einem einzigen Prinzip« (V) aufgeklärt werden soll. Im Mittelpunkt dieser »prinzipiellen Untersuchung« steht die Geschlechterpsychologie, der sich Weininger unter »biologisch-psychologischen« und »philosophisch-psychologischen« (IX) Gesichtspunkten widmet.

Im ersten biologisch-psychologischen Teil seiner Arbeit nimmt Weininger eine radikale Verschiebung der Geschlechtergrenzen vor. Denn er bestreitet das Vorkommen von »ein- und bestimmt-geschlechtlich zu bezeichnenden Lebewesen« (12) und damit die empirische Existenz »reiner« männlicher und weiblicher Geschlechtscharaktere. Demgegenüber postuliert Weininger ein

psychophysisches Kontinuum von »unzählige(n) Abstufungen zwischen Mann und Weib« (9), die durch je unterschiedliche Mischungsverhältnisse von männlichen und weiblichen Anteilen (m und w) in den Individuen gekennzeichnet seien. Er geht dabei davon aus, »daß jedes Individuum so viel Weibliches hat, als ihm Männliches gebricht« (35). So ergibt sich beispielsweise für ein Individuum mit einem Anteil von $\frac{3}{4}$ m, ein Anteil von $\frac{1}{4}$ w.

Auf der Basis dieser sexuellen Zwischenformen leitet Weininger ein Gesetz der sexuellen Anziehung ab, das dem geschlechtlichen Begehren eine prinzipiell heterosexuelle Struktur unterstellt, diese jedoch auf die komplementäre Anziehung der jeweiligen männlichen und weiblichen Anteile überträgt: »Zur sexuellen Vereinigung trachten immer ein ganzer Mann (M) und ein ganzes Weib (W) zusammen zu kommen, wenn auch auf die zwei verschiedenen Individuen in jedem einzelnen Fall in verschiedenem Verhältnisse verteilt« (ebenda). Das Beispielindividuum mit den Anteilen $\frac{3}{4}$ m und $\frac{1}{4}$ w werde in einem anderen Menschen den »Bruchteil an Männlichkeit« suchen, der ihn zum »Ganzen, zur Einheit« (ebd.) vervollständigt, nämlich ein Individuum mit $\frac{1}{4}$ m und $\frac{3}{4}$ w. In dieser Perspektive kann auch die Homosexualität auf eine – heterosexuelle – Gesetzmäßigkeit zurückgeführt werden.¹⁷ Sie erscheint nunmehr als Charakteristikum von Individuen, deren »geschlechtliche Zusammensetzung« um den Bruch $\frac{1}{2}$ m bzw. $\frac{1}{2}$ w schwankt und wird »als die Geschlechtlichkeit der sexuellen Mittelstufen (...) in den kontinuierlichen Zusammenhang der sexuellen Zwischenformen« (57) eingereiht.¹⁸

In Weiningers biologisch-psychologischer Argumentation zeichnet sich die Extremform einer Flexibilisierung der Geschlechtergrenze ab: Die entweder-oder Logik polarisierter Geschlechtscharaktere wird in ein sowohl-als auch mannweiblicher Anteile in den Individuen übersetzt. Während bei Möbius jede Überschreitung der »reinen« Geschlechtergrenze als Kennzeichen pathologischer Entartung definiert ist, sind bei Weininger alle geschlechtlichen Mischformen und -verhältnisse normale Erscheinungen.¹⁹ Das Modell eines Kontinuums lückenloser Übergänge zwischen unterschiedlichen Formen und Graden einer psychophysischen »Verkehrung« der Geschlechtscharaktere, das nur für die Gruppe Degenerierter Geltung hatte, wird nun auf die Gesamtheit aller Individuen ausgedehnt. Dabei verwandeln sich die anthropologischen Normgestalten des gesunden männlichen und weiblichen »Vollmenschen« in Idealtypen, die es in der Wirklichkeit nicht gibt (...). »Diese Typen«, stellt Weininger fest, »können nicht nur, sie müssen konstruiert werden« (9).

Als Begründung der Normalität geschlechtlicher Mischformen verweist Weininger zum einem auf das Phänomen der »(...) große(n) Schwankungsbreite der Zahlen für geschlechtliche Unterschiede, die innerhalb der einzelnen Arbeiten wie zwischen den verschiedenen anthropologischen und anatomischen Unternehmungen zur Messung derselben ohne Ausnahme anzutreffen ist, die Tatsache, daß die Zahlen für das weibliche Geschlecht nie dort anfangen, wo jene für das männliche aufhören, sondern stets in der Mitte ein Gebiet liegt, in welchem Männer und Frauen vertreten sind« (11).

Zum anderen rekurriert er – wie Möbius in seinem Entartungskonzept – auf das Theorem der ursprünglich bisexuellen embryonalen Anlage des Genital-

apparates, die im Entwicklungsgang jedoch in eine »dauernde Doppelgeschlechtlichkeit« (10) variabler mannweiblicher Mischungsverhältnisse münden soll, die den gesamten Körper bis in die einzelne Zelle hinein durchzieht (17). Gegen das teleologische Entwicklungsmodell des Konzepts der Geschlechtscharaktere, die die eindeutige Differenzierung der Geschlechter zur Norm erhebt, setzt Weininger die Darwinsche These »latenter Geschlechtscharaktere«²⁰: »Alle Eigentümlichkeiten des männlichen Geschlechtes sind irgendwie, wenn auch noch so schwach entwickelt, auch beim weiblichen Geschlechte nachzuweisen; und ebenso die Geschlechtscharaktere des Weibes auch beim Manne sämtlich irgendwie vorhanden, wenn auch noch so zurückgeblieben in ihrer Ausbildung« (8). Daher sei »die geschlechtliche Differenzierung (...) nie eine vollständige« (ebd.).

Über diese entwicklungstheoretische Modifikation wird es möglich, geschlechtliche Mischformen als Normalfall der Geschlechtlichkeit zu bestimmen. In Weiningers biologisch-psychologischem Universum existiert die Möbius'sche Reinform der Geschlechtscharaktere nicht mehr. Es wird von nicht-pathologischen mannweiblichen Mischwesen bevölkert.

Im Kontext seiner biologisch-psychologischen Argumentation, die dem Prinzip einer »dauernden Doppelgeschlechtlichkeit« verpflichtet ist, ist nicht nur die Festlegung einer »reinen« Geschlechtergrenze unmöglich geworden. Durch die Quantifizierung von Mischungsverhältnissen und das Postulat eines kontinuierlichen Zusammenhangs aller Mischformen, droht sich schließlich die qualitative Wesensdifferenz und Hierarchie zwischen Männlichkeit und Weiblichkeit aufzulösen.²¹

Dieser Problematik begegnet Weininger im zweiten – philosophisch-psychologischen – Teil seiner Arbeit, in dem er mit den Anteilen m und w ein prinzipiell unterschiedliches »Sein« (99) unterlegt und dieses zur eigentlichen Grundlage einer Geschlechterpsychologie erhebt. Das Verhältnis von m und w, die wie platonische Ideen gedacht sind²², wird über eine Achse von Binäroppositionen konstruiert, wobei w als Negation der durch das Prinzip m vertretenen – menschlichen – Charakteristika (vgl. 378) des Bewußtseins, der Logik, der Ethik etc. definiert wird. Diese metaphysisch-ontologische Differenzbestimmung aus einem Prinzip – nämlich m – führt nicht nur zu einer – wie Weininger selbst einräumt – »vollständige(n) Entwertung (...) der Weiblichkeit« (IX), sondern konstituiert eine absolute psychologische Grenze im Kontinuum der Geschlechtermischungen.²³ Diese Strategie einer (Re)Stabilisierung der Geschlechtergrenze setzt zugleich die somatogenetische Ableitungslogik des Konzepts der Geschlechtscharaktere außer Kraft, mit der psychische Differenzen auf anatomisch-physiologische Gesetzmäßigkeiten zurückgeführt werden: »Man ist (...) entweder Mann oder Weib, so viel man auch von beiden Geschlechtern Eigentümlichkeiten haben mag (...); aber während es anatomische Männer gibt, die psychologisch Weiber sind, gibt es keine Personen, die körperlich Weiber und doch psychisch Männer sind; wenn sie auch in noch so vielen äußerlichen Beziehungen einen männlichen Aspekt gewähren, und einen unweiblichen Eindruck hervorbringen« (242).

Die flexible Stabilisierung der Geschlechtergrenze

In den 1904/05 veröffentlichten »Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie« setzt sich Sigmund Freud mit den zeitgenössischen sexualmedizinischen und -wissenschaftlichen Problematisierungsweisen der Persionen auseinander, wobei er die zugrundegelegten Pathologie- und Sexualitätskonzepte einer weitreichenden Revision unterzieht. Diese Revision führt zu einer Modifikation und Neubegründung sexueller und geschlechtlicher Normalitätsvorstellungen, die als Beitrag zur (Re)Stabilisierung der Geschlechtergrenze gelesen werden kann.

Mit Blick auf die Verbreitung der Persionen sieht sich Freud vor die grundsätzliche Aufgabe gestellt, das Verhältnis zwischen Norm und Abweichung neu zu bestimmen²⁴: Der Umstand, daß »bei keinem Gesunden (...) irgendein pervers zu nennender Zustand zum normalen Sexualziel fehlen (...)« verweise »(...) auf besondere, eigentlich derzeit unlösbare Schwierigkeiten, wenn man eine scharfe Grenze zwischen bloßer Variation innerhalb der physiologischen Breite und krankhaften Symptomen ziehen will« (1989, 37).

Diese Problemlage macht ein Forschungsdesiderat sichtbar, auf das auch der Sexualwissenschaftler Havelock Ellis hingewiesen hatte: Daß nämlich die Neubestimmung des Verhältnisses zwischen Norm und Abweichung nur auf der Basis der Kenntnis des Normalen möglich sei.²⁵

Freuds Weg zum Normalen führt bekanntlich über das Studium der Psychoerotiker. Diese definiert er zum einen als Gruppe, die den Normalen am nächsten stehe, weil »die Neurosen von allen ihren Ausbildungen her in lückenlosen Reihen zur Gesundheit abklingen« (46). Zum anderen geht er davon aus, daß (nur) die Psychoanalyse der neurotischen Symptome Ergebnisse über den Ursprung und den Verlauf der normalen Sexualentwicklung zu Tage fördern könne.

Die theoretische Voraussetzung dieser Wahl liegt in der Annahme der sexuellen Ätiologie aller Psychoneurosen (die Freud zunächst am Beispiel der Hysterie entwickelt hatte²⁶) begründet, wobei die spezielle Ätiologie der Neurosen auf einer Neudefinition des Sexualtriebes basiert, die Freud unter Einbeziehung der bis dahin vorliegenden sexualwissenschaftlichen Forschungsergebnisse vornimmt: Er postuliert die Existenz eines infantilen Sexualtriebes, der bei allen Menschen ursprünglich polymorph-pervers und bisexuell gestaltet sei, sich autoerotisch äußere, in der Latenzzeit durch Verdrängung unbewußt werden und sich nach der Pubertät zum »sogenannte(n) normale(n) Sexualleben« (69) entwickeln soll. Auf dieser Folie leitet Freud alle neurotischen Symptome aus Störungen in der Entwicklung des Sexualtriebes ab und führt diese auf *einen* psychischen Mechanismus zurück: Dabei würden unbewußte sexuelle Regungen in psychische Symptome (bzw. bei der Hysterie in körperliche Symptome) konvertiert. Die jeweilige Form der Symptomatik sei wiederum aus den Wurzeln des infantilen Sexualtriebes gespeist.

Die Neurose wird in diesem Zusammenhang als spezifische Form der Sexualbetätigung definiert: Während sich bei der Persion die infantile Sexualität »positiv« äußere, bildeten sich die neurotischen Symptome – so Freud –

»(...) zum Teil auf Kosten abnormer Sexualität; die Neurose ist sozusagen das Negativ der Perversion« (41).

Vor diesem Hintergrund stellt sich die Aufgabe der Neudefinition des Verhältnisses von Norm und Abweichung als Problem einer Geschichte des Sexualtriebes dar, die sich zwischen der polymorph-perversen und bisexuellen Anlage und dem angenommenen Ziel der Entwicklung ereignet, »(...) in welchem der Lusterwerb in den Dienst der Fortpflanzungsfunktion getreten ist, und die Partialtriebe (...) eine feste Organisation zur Erreichung des Sexualzieles an einem fremden Sexualobjekt gebildet haben« (99). Obwohl Freud hierbei von einer teleologischen Entwicklungsperspektive ausgeht, erscheint die Normalentwicklung nicht einfach als Ergebnis einer biogenetischen Programmierung. Denn, so stellt Freud fest: »Die Entscheidung über das endgültige Sexualverhalten ist das Ergebnis einer noch nicht übersehbaren Reihe von Faktoren, die teils konstitutioneller, teils aber akzidenteller Natur sind« (1989, 23). Zu den angeborenen Faktoren rechnet Freud insbesondere die konstitutionelle Anlage des Sexualtriebes und dessen ›Reifungsphasen‹, in den Bereich des »Akzidentellen« falle »das neuere Erleben des Einzelwesens« (9), das psychische Verarbeitungsprozesse und je spezifische familiäre Konstellationen, in welcher das Individuum aufwächst, umfaßt. Als entscheidendes Moment der psychosexuellen Entwicklung gilt Freud jedoch die »weitere Verarbeitung« sexueller Regungen (104): Es sind die psychischen Prozesse der Verdrängung und Sublimierung des Sexualtriebes, die den Ausgang in die Normalität, Neurose oder Perversion entscheiden. In dieser Perspektive wird zwischen perversen, neurotischen und normalen Individuen keine fixe und diskontinuierliche Wesensgrenze, sondern ein Kontinuum von Übergängen²⁷ gesetzt, das durch die unterschiedlichen Entwicklungsgänge konstituiert wird. Indem sexuelle und neurotische Abweichungen als Entwicklungshemmungen i. S. von Fixierungen auf infantile Sexualziele und -objekte und »Dissoziationen der normalen Entwicklung« (99) bzw. als Folgen inadäquater Verdrängung beschrieben werden, setzt sich Freud von degenerationstheoretischen Erklärungsansätzen ab: Der Diagnose Entartung wird der ›Infantilismus‹ gegenübergestellt.²⁸ Mit Blick auf die Heterogenität von Entwicklungsverläufen und -ausgängen erscheint das qualitative Kriterium des normalen Sexuallebens, das die Norm von der Abweichung trennt, jedoch als ein »immer nur approximativ zu erreichende(r) Idealzustand des Individuums« (Wetzel 1980, 34, zit. i. Rolf 1999, 147). Am Beispiel der Perversionen argumentiert Freud deshalb vor allem quantitativ: »Wenn die Perversion nicht *neben* dem Normalen (...) auftritt, (...) sondern wenn sie das Normale unter allen Umständen verdrängt und ersetzt hat; (...) sehen wir zuallermeist die Berechtigung, sie als krankhaftes Symptom zu beurteilen« (1989, 37, Hervorh. i. Org.).

Die Frage der geschlechtlichen Normalitätsgrenzen wird von Freud nicht explizit erörtert. Am Beispiel der Auseinandersetzung mit der Inversion²⁹, der Verankerung der geschlechtlichen Differenzierung in das Konzept der psychosexuellen Entwicklung und unter Einbeziehung von später als Fußnoten eingefügten Erläuterungen, können jedoch Grundzüge seines spezifischen Zugangs zum Problem geschlechtlicher Mischformen rekonstruiert werden,

in denen die Wechselbeziehungen zwischen beiden Dimensionen deutlich werden.

Während die Inversion im mainstream der sexualpsychiatrischen und -wissenschaftlichen Debatten als Modellfall einer Verkehrung des Geschlechtscharakters betrachtet und auf die ursprünglich doppelgeschlechtliche Anlage des Genitalapparates zurückgeführt wird, stellt Freud die somatogenetische Ableitungslogik und die darin postulierte biologische Verlötung zwischen Körpergeschlecht, sexueller Orientierung und dem Geschlecht der Psyche in Frage.³⁰ Er verweist dabei auf die Widersprüchlichkeit empirischer Befunde: Ein regelmäßiges Zusammenfallen »(...) der Inversion mit den seelischen und somatischen Zeichen des Hermaphroditismus (...)« (19) könne nicht belegt werden.³¹

Während Freud die teleologische Auffassung teilt, nach der die bisexuelle Anlage im Entwicklungsverlauf zur Monosexualität verkümmern müsse und auch einräumt, daß für die Inversion eine bisexuelle Veranlagung in Frage komme, stellt er fest »daß wir nicht wissen, worin diese Anlage über die anatomische Gestaltung hinaus besteht (...)« und erklärt zudem den »Ersatz des psychologischen Problems durch das anatomische ... (als, S. M.) ebenso müßig wie unberechtigt« (20).

Als Lösung des Rätsels der inneren Verbindung zwischen den somatischen, sexuellen und psychischen Dimensionen der Geschlechtlichkeit geht Freud von der Annahme einer sexualgenetischen Ableitungslogik aus: Die »Differenzierung von Mann und Weib« (88) wird mit Blick auf das Sexualziel an die Umgestaltung der infantilen polymorph-perversen und bisexuellen Anlage in einen je spezifischen männlichen bzw. weiblichen Sexualtrieb gebunden.³² Da Freud für diesen Entwicklungsprozeß ein Primat der weiteren psychischen Verarbeitung annimmt, wird die »organische« Kausalität der somatogenetischen Ableitungslogik relativiert.

Gleichwohl hält er an dem Ziel fest, seine Sexualtheorie biologisch zu fundieren.³³ Er betrachtet die Sexualfunktion als »die vermißte »organische Grundlage«, ohne die dem Mediziner im Seelenleben so unheimlich wird« (1908, Brief an Jung, zit. n. Weickmann 1997, 124). Allerdings sei zu bedauern, »daß wir von den biologischen Vorgängen, in denen das Wesen der Sexualität besteht, lange nicht genug wissen, um aus unseren vereinzelt Ein-sichten eine zum Verständnis des Normalen wie des Pathologischen genügende Theorie zu gestalten« (1989, 109).

Aus diesem Dilemma wählt Freud den strategischen Weg der psychologischen Beweisführung. Im Rahmen seiner Theorie der psychosexuellen Entwicklung wird das Theorem einer anatomischen-bisexuellen Anlage auf die psychosexuelle Ebene transponiert und in Relation zum angenommenen Verlauf und Ziel der Sexualentwicklung normalisiert. Danach ist in der Kindheit eine manifeste Bisexualität normal, die sich in der Gleichzeitigkeit von aktiven und passiven Sexualstrebungen und gleich wie gegengeschlechtliche Objektwahlen äußere und nach der Pubertät in eine latente Bisexualität transformiert werde.

Die Erklärung dieses Transformationsprozesses, bei der die gegengeschlechtlichen Anteile der Verdrängung anheimfallen, aber gleichwohl im

Unbewußten aufbewahrt bleiben, erweist sich mit Blick auf das ›Schicksal‹ des Bisexualitätstheorems als widersprüchlich:

Im Vergleich zwischen männlichen und weiblichen Anlagen argumentiert Freud auf dem Hintergrund der Bisexualitätsannahme zunächst quantitativ: »(...) die Entwicklung der Sexualitätshemmungen (Scham, Ekel, Mitleid etc.) erfolgt beim kleinen Mädchen frühzeitiger und gegen geringeren Widerstand als beim Knaben; die Neigung zur Sexualverdrängung erscheint überhaupt größer; wo sich die Partialtriebe der Sexualität bemerkbar machen, bevorzugen sie die passive Form« (88).

In der – später als phallisch gekennzeichneten – Entwicklungsphase herrscht jedoch statt Bi- plötzlich Monosexualität. Freud geht nun davon aus, daß die »(...) Libido (...) regelmäßig und gesetzmäßig männlicher Natur sei, ob sie nun beim Manne oder beim Weibe vorkomme und abgesehen von ihrem Objekt, mag dies der Mann oder das Weib sein« (88f.). Parallel dazu nimmt er an, daß auf der Ebene der infantilen Sexualphantasien ein psychisches Eingeschlechtsmodell vorherrscht: »Männliche wie weibliche Kinder bilden die Theorie, daß auch das Weib ursprünglich einen Penis hatte, der durch Kastration verloren gegangen ist« (67).

Das psychische ›Primat der Phallus‹ bildet dann das Kernstück des Kastrationskomplexes, der dem weiblichen Kind die Verdrängung ›eines Stücks infantiler Männlichkeit‹ abverlangt, es »für den Wechsel der erogenen Leitzone« (102) und die nachpubertäre Objektwahl vorbereitet. Kurz: Die quantitative verwandelt sich in eine qualitative Geschlechtergrenze.³⁴ Auch hier argumentiert Freud psychologisch: Denn die Anatomie kann das psychische Primat des Phallus nicht erklären.

Die »scharfe Sonderung des männlichen und weiblichen Charakters« (88), die Freud aus den unterschiedlichen Funktionen beim Sexualziel ableitet (vgl. 78), stellt sich in dieser Perspektive vor allem als Problem der weiblichen Entwicklung dar, die als Abweichung von der Norm der männlichen Entwicklung konzipiert ist. Die Entwicklungsaufgaben des durch Mangel in Gang gesetzten weiblichen Sonderwegs dienen dabei zugleich als Begründung für eine spezifisch weibliche Disposition zur Neurose und insbesondere Hysterie (vgl. 91).

Angesichts der »Mannigfaltigkeit der Ausgänge« der psychosexuellen Entwicklung, in der sich die »Vielheit der bestimmenden Momente« (23)³⁵ spiegeln, ist auch bei Freud die geschlechtliche Differenzierung, d. h. die Umwandlung von infantiler Bisexualität in ›reife‹ Heterosexualität nie eine vollständige. Männlichkeit und Weiblichkeit erscheinen in dieser Perspektive als letztlich »unerreichbare Reinformen« (Meier 1998, 23).

In einer – vielzitierten – Anmerkung³⁶ räumt Freud ein, daß bei den »(...) wirklich existierenden männlichen und weiblichen Individuen (...) weder im psychologischen noch im biologischen Sinne eine reine Männlichkeit und Weiblichkeit gefunden wird. Jede Einzelperson weist vielmehr eine Vermengung ihres biologischen Geschlechtscharakters mit biologischen Zügen des anderen Geschlechts und eine Vereinigung von Aktivität und Passivität auf, sowohl insofern diese psychischen Charakterzüge von den biologischen abhängen als auch insoweit sie unabhängig von ihnen sind« (89).

Damit nähert sich Freud in seinen geschlechtlichen Normalitätsvorstellungen an die – für die Perversionen entwickelten – sexuellen Normalitätsvorstellungen an.

Zusammenfassung

Im Vergleich der Positionen von Möbius, Weininger und Freud werden mit Blick auf das Problem geschlechtlicher Mischformen unterschiedliche Strategien einer (Re)Stabilisierung der Geschlechtergrenze sichtbar, die durch einen je unterschiedlichen taktischen Einsatz der Bisexualitätsthese charakterisiert sind. Dabei werden zugleich Verschiebungen und Modifikationen des geschlechtertheoretischen Bezugsrahmens deutlich.

Die Strategie der Pathologisierung geschlechtlicher Grenzüberschreitungen stützt sich auf eine somatogenetische Ableitungslogik und ein teleologisches Entwicklungsmodell, das die Polarisierung der Geschlechtscharaktere zur Norm erhebt und an die Umgestaltung einer ursprünglich doppelgeschlechtlichen Anlage der Keimdrüsen bindet. Abweichungen von der Norm ›reiner‹ Männlichkeit und Weiblichkeit können damit auf organische Ursachen zurückgeführt und als Degenerationszeichen stigmatisiert werden.

Der Rekurs auf die Bisexualitätsthese ermöglicht andererseits, wie Weiningers Konzept einer »dauernden Bisexualität« exemplarisch zeigt, eine Flexibilisierung der Geschlechtergrenze, die geschlechtliche Mischformen – über eine entwicklungstheoretische Modifikation – als Normalfall der Geschlechtlichkeit konzipieren kann. Der biologische ›Radikalismus‹ Weiningers mündet jedoch in der Unmöglichkeit, die Geschlechtergrenze auf der Grundlage der somatogenetischen Ableitungslogik zu begründen. Diesem Problem begegnet Weininger, indem er in seinem biologischen Kontinuum sexueller Zwischenformen eine absolute, metaphysisch-ontologische bestimmte, Wesensgrenze setzt.

Gegenüber dieser »außerordentlichen Gespanntheit« (Link-Heer 1998, 53) zwischen biologischer Entgrenzung und metaphysischer Vereindeutigung, kann die Position Freuds als Strategie einer flexiblen Stabilisierung der Geschlechtergrenze charakterisiert werden. Diese Strategie basiert auf einer Neudefinition der Kausalität zwischen Körpergeschlecht, Sexualtrieb und Psyche. Die geschlechtliche Differenzierung wird an die Umgestaltung des infantilen – ursprünglich polymorph-perversen und bisexuellen – Sexualtriebes gekoppelt. Dabei wird die anatomisch-physiologische Begründung der Geschlechtscharaktere durch den Prozeß einer psychischen Aneignung des biologischen Geschlechts ersetzt.

Auf der Grundlage dieser sexualgenetischen Ableitungslogik ist es möglich, die Geschlechtergrenze in Relation zur Norm des ›erwachsenen‹ Sexualziels zu stabilisieren und zugleich Grenzüberschreitungen zuzulassen, die als Ergebnis einer ›normalen‹ Entwicklung betrachtet werden können. Das Oszillieren zwischen strikter Stabilisierung und flexibilisierenden Tendenzen zeigt sich im Text in einer Spannung zwischen ›Urtext‹ und Anmerkungsapparat

und – in der Freudschen Argumentation – in dem »(...) Dilemma, die Theorie des psychischen Hermaphroditismus mit der des phallischen Primats zu vereinbaren (...)« (Aurnhammer 1986, 213). Freud argumentiert mit der Bisexualitätsthese für die – relative – Normalität von geschlechtlichen Mischungsverhältnissen und mit dem Primat des Phallus für eine »scharfe Sonderung« von männlichen und weiblichen Charakteren.

Mit Blick auf die fraglich gewordene anatomisch-physiologische Begründung der Polarität der Geschlechtscharaktere – die sich bei Möbius und Weininger auf unterschiedliche Weise spiegelt – läßt sich die psychoanalytische Theorie der psychosexuellen Entwicklung als Beitrag zur Aufrechterhaltung und Regulierung der Geschlechterdifferenz lesen: Zum einen wird die Kausalität zwischen Körpergeschlecht und Psyche über die »psychologische Wendung« (Weickmann 1997, 124) wiederhergestellt und in einer heterosexuellen Ordnung verankert.³⁷ Zum anderen entwickelt Freud *ein* Erklärungs- und Interventionskonzept für die beunruhigsten Pathologien der Geschlechtscharaktere. Perversionen und Psychoneurosen sind nun nicht mehr in erster Linie durch organische Eingriffe oder eugenische Maßnahmen – wie sie insbesondere im Umfeld der Entartungstheorie propagiert werden – zu behandeln bzw. zu verhindern, sondern können durch psychotherapeutische Interventionen korrigiert werden.³⁸

Die sexualgenetische Begründung der Geschlechterdifferenz hat jedoch auch destabilisierende Implikationen für die Kategorie selbst: Indem Freud die geschlechtliche Differenzierung auf die psychische Aneignung des biologischen Geschlechts zurückführt und die Verarbeitung der Kastrationsproblematik an die sozialisatorischen Bedingungen der Eltern-Kind-Beziehungen bindet (vgl. 1989, 91-98), ist die Voraussetzung der Möglichkeit einer kategorialen Unterscheidung zwischen biologischem und sozialem Geschlecht gegeben.³⁹

Anmerkungen

- 1 Bearbeitete Fassung eines Vortrags, gehalten am 6.1.1999 im Rahmen des Forschungskolloquiums »Wissenschaftsforschung als Geschlechterforschung« am Zentrum für Interdisziplinäre Frauen- und Geschlechterforschung der TU Berlin.
- 2 Vgl. hierzu u. a. Link-Heer 1988, Runte 1995 und 1996, Bublitz 1998, Weickmann 1997, Schmersahl 1998, Bührmann 1999.
- 3 Vgl. Schmersahl 1998.
- 4 Vgl. u. a. Hausen 1976, Honegger 1991, Laqueur 1992, Maihofer 1995.
- 5 Vgl. Runte 1995.
- 6 Vgl. Müller 1991.
- 7 Vgl. Schäffner 1995, Schäffner/Vogl 1998.
- 8 Im Anschluß an Link ist mit dem Begriff Strategie nicht ein »monosubjektiv-teleologischer Handlungsblock« gemeint, der auf die Intentionen der sprechenden Subjekte zurückzuführen ist, »sondern lediglich ein Ensemble verschiedener Konzepte, deren objektiver Konvergenzpunkt darin liegt, systematisch auf *Sackgassen* und das spontane »Umkippen« diskursiver Tendenzen (...) zu reagieren« (1997, 267).
- 9 Vgl. hierzu auch Link 1997, 375 und Link-Heer 1998, 57–62.

- 10 Vgl. Mehlmann 1998b.
- 11 Zur methodischen Produktivität der »Regel der taktischen Polyvalenz« und ihrer macht- und diskursanalytischen Implikationen vgl. Seier 1999, 75–86.
- 12 Vgl. Gooss, 1995, 25 und Runte 1996, 474.
- 13 Zur Etablierung des Entartungs- bzw. Degenerationskonzepts in der Psychiatrie des 19. Jahrhunderts vgl. Wettley 1959, 39ff., zur »politischen« Funktion der Degenerationstheorie vgl. insbesondere Foucault 1989, 70f.
- 14 Möbius stützt sich in seiner Argumentation vor allem auf die »Psychopathia sexualis« von Krafft-Ebing (1886).
- 15 Zu den Implikationen dieser »Lücke« im Geschlechterwissen der Jahrhundertwende vgl. Schäffner 1995, 276–283.
- 16 Vgl. dazu Waldeyer 1870, Gegenbaur 1870 und Darwin 1992 (1871).
- 17 Vgl. Link-Heer 1998, 59.
- 18 Weininger rekurriert hierbei sowohl auf Schopenhauers »Metaphysik der Geschlechtsliebe« als auch auf die sexualpsychiatrische Tradition, die – am Gegenstand der »konträren Sexualempfindung« – die Richtung der Geschlechtstrieb mit dem Geschlecht der Psyche verlotet hatte. Diese Argumentationsfigur wird paradigmatisch in den Schriften des »betroffenen« Schriftstellers und Juristen Karl Heinrich Ulrichs entworfen. Vgl. Ulrichs 1975 und Müller 1991.
- 19 Zur allgemeinen Tendenz einer Flexibilisierung der Geschlechterdifferenz um die Jahrhundertwende vgl. Link, 1997, 373f. und Link-Heer 1998, 62.
- 20 Vgl. Darwin 1868, 68.
- 21 Vgl. hierzu Link-Heer 1998, 58ff.
- 22 Vgl. Runte 1996, 95.
- 23 Vgl. Link-Heer 1998, 58.
- 24 Zu Freuds Normalitätskonzept vgl. Rolf 1999, 137–187 und Link 1998, 157.
- 25 Vgl. Ellis 1903, 327f.
- 26 Vgl. hierzu insbesondere Freud 1925a und b. Zu den Implikationen für das Konzept der Geschlechtscharaktere vgl. Weickmann 1997.
- 27 Vgl. Hegener 1992, 76.
- 28 Vgl. hierzu auch Wettley 1959, 78.
- 29 D. h. Homosexualität. Mit dem Begriff der Inversion wird die Homosexualität - als Abweichung vom Sexualobjekt - aus der Gruppe der Perversionen herausgelöst
- 30 Vgl. hierzu auch Bührmann 1995, Weickmann 1997, mit Blick auf ein Auseinandertreten von Geschlechtscharakter und »sexueller Ausrichtung« in sexualmedizinischen Diskursen vgl. Schmiersahl 1998, 155, allgemeiner unter der Perspektive eines Auseinandertretens von »sex« und »gender« vgl. Schäffner 1995, 277.
- 31 Im Vergleich der männlichen mit der weiblichen Inversion kommt Freud jedoch zu einem überraschenden Ergebnis, das sich mit Blick auf seine Weiblichkeitstheorie klären ließe: Während bei Männern »(...) die vollste seelische Männlichkeit mit der Inversion vereinbar« sei, könne man bei invertierten Frauen »(...) eine solche Charakterinversion (...) mit einiger Regelmäßigkeit« (20) erwarten.
- 32 Mit Runte kann diese Konzeptualisierung als »Sexualität im Dienste des Geschlechts« bezeichnet werden, vgl. 1995, 255.
- 33 In diesem Zusammenhang setzt er insbesondere auf die »chemische« Theorie der Hormonsteuerung (Vgl. 85f.). Zur Genese einer »hormonellen Geschlechtertheorie« vgl. Wettley 1959, 74ff. und Oudshoorn 1994.
- 34 Vgl. auch Schlesier 1990, 92ff.
- 35 Zusatz von 1915.
- 36 Zusatz von 1915.
- 37 Vgl. hierzu auch Schäffner/Vogl 1998.
- 38 Vgl. Weickmann 1997.

- 39 Vgl. Mehlmann 1998b. Zur »konstruktionslogischen Modifikation« der Kategorie Geschlecht vgl. auch Bührmann 1999.

Literatur

- Aurnhammer, Achim: *Androgynie. Studien zu einem Motiv in der europäischen Literatur*. Köln/Wien 1986.
- Bublitz, Hannelore: Das Geschlecht der Moderne – Zur Genealogie und Archäologie der Geschlechterdifferenz. In: Bublitz, Hannelore (Hrsg.): *Das Geschlecht der Moderne - Zur Genealogie und Archäologie der Geschlechterdifferenz*. Frankfurt/M./New York 1998, S. 26–48.
- Bührmann, Andrea D.: *Das authentische Geschlecht. Die Sexualitätsdebatte der Neuen Frauenbewegung und die Foucaultsche Machtanalyse*. Münster 1995.
- Bührmann, Andrea D.: Die Verweiblichung der Erwerbstätigkeit 1900 – konstruktionslogische und normalmusthoretische Überlegungen zur Transformation der »natürlichen« Geschlechterordnung. In: Sohn, Werner/Mehrtens, Herbert (Hrsg.) *Normalität und Abweichung. Studien zur Theorie und Geschichte der Normalisierungsgesellschaft*. Opladen/Wiesbaden 1999, S. 141–160.
- Breidenstein, Georg: Geschlechtsunterschied und Sexualtrieb im Diskurs der Kastration Anfang des 20. Jahrhunderts. In: Eifert, Christiane u. a. (Hrsg.): *Was sind Frauen? Was sind Männer? Geschlechterkonstruktionen im historischen Wandel*. Frankfurt/M. 1996, S. 216–239.
- Darwin, Charles: *Das Variieren der Thiere und Pflanzen im Zustande der Domestikation*. Stuttgart 1868.
- Darwin, Charles: *Die Abstammung des Menschen und die geschlechtliche Zuchtwahl* (1871). Wiesbaden 1992.
- Ellis, Havelock: *Das Geschlechtsgefühl*. Würzburg 1903.
- Fischer-Homberger, Esther: *Die traumatische Neurose. Vom somatischen zum sozialen Leiden*. Bern/Stuttgart/Wien 1975.
- Foucault, Michel: *Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit*, Bd.1. Frankfurt/M. 1989.
- Freud, Sigmund: Zur Ätiologie der Hysterie (1896). In: Freud, Sigmund: *Gesammelte Schriften*. Bd. 1. Leipzig/Wien/Zürich 1925a, S. 404–438.
- Freud, Sigmund: Die Sexualität in der Ätiologie der Neurosen (1898). In: Freud, Sigmund: *Gesammelte Schriften*. Bd. 1. Leipzig/Wien/Zürich 1925b, S.439–464.
- Freud, Sigmund: Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie (1904–1905). In: Freud, Sigmund: *Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie und verwandte Schriften*. Frankfurt/M. 1989, S. 13–109.
- Freud, Sigmund: *Analyse und Phobie eines fünfjährigen Knaben* (1909). Frankfurt/M. 1980.
- Gegenbaur, Carl: *Grundzüge der vergleichenden Anatomie*. Leipzig 1870.
- Gooss, Ulrich: *Sexualwissenschaftliche Konzepte der Bisexualität von Männern*. Stuttgart 1995.
- Hausen, Karin: Polarisierung der »Geschlechtscharaktere«. Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben. In: Conze, Werner (Hrsg.): *Sozialgeschichte in der Neuzeit Europas: neue Forschungen*. Stuttgart 1976, S. 161–191.
- Hegener, Wolfgang: *Das Mannequin. Vom sexuellen Subjekt zum geschlechtslosen Selbst*. Tübingen 1992.
- Honegger, Claudia: *Die Ordnung der Geschlechter. Die Wissenschaften vom Menschen und das Weib*. Frankfurt 1991.
- Krafft-Ebing, Richard v.: *Psychopathia sexualis mit besonderer Berücksichtigung der conträren Sexualempfindung*. Stuttgart 1886.
- Laplanche, J./Pontalis, J.-B.: *Das Vokabular der Psychoanalyse*. Frankfurt/M. 1996.
- Laqueur, Thomas: *Auf den Leib geschrieben. Die Inszenierung der Geschlechter von der Antike bis Freud*. Frankfurt/M./New York 1992.

- Link, Jürgen: *Versuch über den Normalismus. Wie Normalität produziert wird*. Opladen 1997.
- Link-Heer, Ursula: Das Zauberwort ›Differenz‹ – Dekonstruktion und Feminismus. In: Bublitz, Hannelore (Hrsg.): *Das Geschlecht der Moderne. Genealogie und Archäologie der Geschlechterdifferenz*. Frankfurt/M./New York 1998a, S. 49–70.
- Maihofer, Andrea: *Geschlecht als Existenzweise. Macht, Moral, Recht und Geschlechterdifferenz*. Frankfurt/M. 1995.
- Mehlmann, Sabine: Das vergeschlechtlichte Individuum – Thesen zur historischen Genese des Konzepts männlicher Geschlechtsidentität. In: Bublitz, Hannelore (Hrsg.): *Das Geschlecht der Moderne. Genealogie und Archäologie der Geschlechterdifferenz*. Frankfurt/M./New York 1998a, S. 95–118.
- Mehlmann, Sabine: Sexualität und Geschlechtlichkeit. Vom Geschlechtscharakter zur Geschlechtsidentität. In: Ferdinand, Ursula/Pretzel, Andreas/Seeck, Andreas (Hrsg.): *Verqueere Wissenschaft? Zum Verhältnis von Sexualwissenschaft und Sexualreformbewegung in Geschichte und Gegenwart*. Münster 1998b, S. 35–50.
- Meier, Franziska: *Emanzipation als Herausforderung. Rechtsrevolutionäre Schriftsteller zwischen Bisexualität und Androgynie*. Wien/Köln/Weimar 1998.
- Möbius, Paul Julius: *Geschlecht und Entartung*. Halle 1903.
- Müller, Klaus: *Aber in meinem Herzen sprach eine Stimme so laut. Homosexuelle Autobiographien und medizinische Pathographien im neunzehnten Jahrhundert*. Berlin 1991.
- Oudshoorn, Nelly: *Beyond the natural body. An archaeology of sex hormones*. London/New York 1994.
- Rolf, Thomas: *Normalität. Ein philosophischer Grundbegriff des 20. Jahrhunderts*. München 1999.
- Runte, Annette: Père – version. Sexualität als Maske des Geschlechts in der französischen Dekadenzliteratur. In: *Maskeraden: Geschlechterdifferenz in der literarischen Inszenierung*. Berlin 1995, S. 254–272.
- Runte, Annette: *Biographische Operationen: Diskurse der Transsexualität*. München 1996.
- Schäffner, Wolfgang: Transformationen. Schreber und die Geschlechterpolitik um 1900. In: *Maskeraden: Geschlechterdifferenz in der literarischen Inszenierung*. Berlin 1995, S. 273–291.
- Schäffner, Wolfgang/Vogl, Joseph: Nachwort. In: Schäffner, Wolfgang/Vogl, Joseph (Hrsg.): *Herculine Barbin. Michel Foucault über Hermaphroditismus*. Frankfurt/M. 1998, S. 215–246.
- Seier, Andrea: Kategorien der Entzifferung: Macht und Diskurs als Analyseraster. In: Bublitz, Hannelore/Bührmann, Andrea D./Hanke, Christine/Seier, Andrea: *Das Wuchern der Diskurse. Perspektiven der Diskursanalyse Foucaults*. Frankfurt/M./New York 1999, S. 75–86.
- Schlesier, Renate: *Mythos und Weiblichkeit bei Sigmund Freud. Zum Problem von Entmythologisierung und Remythologisierung in der psychoanalytischen Theorie*. Frankfurt/M. 1990.
- Schmersahl, Katrin: *Medizin und Geschlecht. Zur Konstruktion der Kategorie Geschlecht im medizinischen Diskurs des 19. Jahrhunderts*. Opladen 1998.
- Sulloway, Frank: *Freud, Biologe der Seele. Jenseits der psychoanalytischen Legende*. Köln 1982.
- Ulrichs, Karl Heinrich: *Forschungen über das Rätsel der mann-männlichen Liebe*, hrsg. von Magnus Hirschfeld. Leipzig 1898. Neudruck New York 1975.
- Waldeyer, Wilhelm: *Eierstock und Ei, ein Beitrag zur Entwicklungsgeschichte der Sexualorgane*. Leipzig 1870.
- Weickmann, Dorion: *Rebellion der Sinne. Hysterie – ein Krankheitsbild als Spiegel der Geschlechterordnung (1880–1920)*. Frankfurt/M./New York 1997.
- Weininger, Otto: *Geschlecht und Charakter. Eine prinzipielle Untersuchung*. Wien 1903. Reprint München 1997.
- Wettley, Annemarie: *Von der Psychopathia sexualis zur Sexualwissenschaft*, Stuttgart 1959.